

Blockierte Potenziale – sieben Thesen zur Rolle der Kirchen in der Großen Transformation

Markus Vogt, LMU 5.11.2018

1. Verankerung in der Mitte des Selbstverständnisses

Das größte Defizit im ökologischen Engagement der Katholischen Kirche ist ein Mangel an Verankerung in der Mitte des eigenen Selbstverständnisses. Es wird mehrheitlich als ein zwar höchst wichtiges Feld eingeschätzt, aber letztlich doch als eines für Umweltexperten, in dem die Kirche keine Primärkompetenz habe. Die bischöflichen Schriften hierzu sind meist sachlich sehr fundiert, aber letztlich „geliehenes Wissen“ von Experten, das eingerahmt wird mit einer meist sehr allgemeinen und sich seit Jahrzehnten wiederholenden Schöpfungstheologie als rhetorischer Verpackung. Es fehlt an einer vertieften Auseinandersetzung mit der kulturellen und gesellschaftstheoretischen Tiefendimension der ökosozialen Umbruchprozesse, wie sie Uwe Schneidewind in seinem Buch adressiert. Wenn die Umweltkrise als Herausforderung für eine Kulturwende angesprochen wird, kommt dies oft moralisierend mit jahrzehntelanger Wiederholung der immer gleichen verbrauchten Floskeln daher oder wird so wahrgenommen. Expertentexte werden oft mit viel Mühe erstellt, dann aber zu wenig für aktive Dialogprozesse anlässlich konkreter Konflikt- und Entscheidungsfragen genutzt. Auch in der Praxis wird das Umweltengagement überwiegend als ein Randbereich des Glaubens und kirchlichen Lebens wahrgenommen, als etwas Zusätzliches, das wenig mit der Kernkompetenz der Kirchen zu tun habe. Die Wirkung der kirchlichen Veröffentlichungen und Initiativen ist aufgrund dessen recht begrenzt.

2. Ökotheologie

Die ökologische Krise im Anthropozän hat eine eminent religiöse Dimension. Sie ist religionsproduktiv. Sie erzeugt eine neue Form der Frage nach dem, was unsere Existenz trägt, ihr Zukunft gibt und Sinn verleiht. Der Kern des theologischen und gesellschaftlichen Ringens um die Gottesfrage ist heute nach meiner Beobachtung nicht mehr die Heilsangst „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“, sondern die Frage nach dem, was uns individuell und kollektiv befähigt, dem ökosozialen Burn-out unserer Zivilisation wirksam entgegenzutreten. Gesucht ist differenzierter Widerstand gegen die systemische Verabsolutierung von ökonomistischen Werten, konsumfixierten Lebensstilen und der Zersplitterung des Zusammenhalts durch neonationalistische Kurzsichtigkeit.

Das Anthropozän ist ein „Zeichen der Zeit“, an dem sich bewähren kann und muss, ob die Theologie für unsere Gegenwart etwas zu sagen hat und ob sie Hoffnung angesichts der stets neuen, konkreten Herausforderungen des Lebens zu vermitteln vermag. Eine Theologie der Zeichen der Zeit will die Heilsbotschaft des Evangeliums verheutigen und als Umkehr zum Leben in die Tat umsetzen. Sie geht davon aus, dass es Gott selbst ist, der durch die Aufbrüche und Umbrüche der jeweiligen Zeit zu uns spricht und eine Antwort fordert. Die ökologische Transformation ist ein *locus theologicus* für die Gottesfrage heute, für Geistesgegenwart, Aktualität und gesellschaftliche Wirkmacht der Theologie. Der katholische Priester Raimon Panikkar spitzt dies offenbarungstheologisch zu:

„Folgendes möchte ich behaupten: Die ökologische Krise stellt eine Offenbarung dar. Wenn man sie nicht als Offenbarung sieht, sieht man sie nicht genügend tief und ernst. Es ist gewiß keine Theophanie: Was offenbar wird, ist kein neuer Gott. Auch keine Anthropophanie wie die der Aufklärung, die uns ein neues Menschenbild gegeben hat. Sondern eine Kosmophanie: Der bis jetzt stumme Kosmos schreit auf und spricht. Es handelt sich darum, dieses Geschrei zu hören, diese Sprache zu verstehen, diese Kosmophanie wahrzunehmen. Diese Kosmophanie ist die heutige Offenbarung, und sie ist die Offenbarung der Kontingenz. Es geht nicht darum,

aus der Ökologie eine Religion zu machen, sondern die Religion wird ökologisch. Dieser Unterschied ist wichtig.“ (Panikkar 1996, 59f.)

3. Neues Naturverhältnis

Kern der Suche nach einem zukunftsfähigen ethischen Kompass angesichts der Großen Transformation ist das Naturverhältnis unsrer Zivilisation. Gerade hier besteht jedoch Bedarf an einer kritischen Aufklärung gegenüber einem sich ausbreitenden Naturalismus, der die Werte der Natur verabsolutiert und das vermeintlich in der Natur vorfindliche Gleichgewicht z.B. als Basis eines verkürzten Verständnisses von Nachhaltigkeit idealisiert. Das wäre „Ökologie als Heilslehre“ (Treppl), als „Ersatzreligion“ (Bolz). Auch der Nachhaltigkeitsdiskurs wird nicht selten in diesem Sinne als ein säkularisiertes Heilsversprechen überhöht und durch die Verwechslung der Ganzheitlichkeitsrhetorik mit einem allumfassenden, sinnstiftenden Lösungsanspruch potenziell ideologisch. In der Sehnsucht nach Harmonie zwischen ökologischen, ökonomischen und sozialen Zielen wird die Konflikthaftigkeit ernsthafter Nachhaltigkeitspolitik weichgespült.

Die theologische Kompetenz im Umweltdiskurs steht und fällt mit dem auch für die Kirchen schwierigen Lernprozess, einerseits die Naturvergessenheit, an der die christlichen Kirchen selbst durchaus erheblichen Anteil haben, zu überwinden, andererseits nicht dem Naturalismus als „Heilslehre“ zu verfallen. Der endlose Streit um das Naturrecht zeigt, dass hier auch innerhalb der Theologie noch erheblicher Klärungsbedarf besteht. Zugleich hätte sie aber durchaus Substantielles beizutragen zu einer aufgeklärten Umweltethik, die an die Werte der Gerechtigkeit und der Menschenwürde (und damit an die Demokratie) zurückgebunden ist, ohne dadurch die Anerkennung des Eigenwerts der Natur zu schmälern.

Schöpfungstheologie, die die Kernkompetenz der Kirchen im Umweltdiskurs darstellt, hätte genau das zu leisten. Sie ist nicht einfach der verlängerte Arm ökologischer Imperative, sondern verweist auf eine kulturelle Tiefendimension der Naturerfahrung als Gabe Gottes. Der Dualismus zwischen Mensch und Natur ist dem biblischen Schöpfungsverständnis von Grund auf fremd. Um die Schöpfungstheologie für die Umweltethik fruchtbar zu machen, eignet sich heute besonders die Prozesstheologie. Diese hilft, ein statisches Verständnis von Schöpfung zu überwinden und sie von ihrer Dynamik her zu denken (also mehr im Sinne einer kreativen Transformations- als einer ganz auf Bewahrung abzielenden Ordnungsethik). Gesucht ist eine Schöpfungstheologie, die die Kraft hat, Modelle einer naturvergessenen Zivilisation zu überwinden ohne dabei dem naturalistischen Fehlschluss zu verfallen. Dies wäre die Kernkompetenz der Kirchen.

4. Die katholische Kirche als Nachzügler im Umweltdiskurs

Die katholische Kirche ist kein Vorreiter, sondern ein Nachzügler im Umweltdiskurs. So kamen beispielsweise die beiden Schlüsselwörter des Umweltdiskurses der letzten zwanzig Jahre, „Klimawandel“ und „Nachhaltigkeit“, vor *Laudato si'* nicht ein einziges Mal in der päpstlichen Lehrverkündigung vor. Man sollte dies ungeschminkt zugeben, um die oft verdeckten Widerstände oder Ahnungslosigkeiten gegenüber dem Umwelt- und Nachhaltigkeitsdiskurs in der Kirche zu verstehen. Dabei gilt es selbstkritisch wahrzunehmen, dass Kirche und Theologie genauso Teil des Problems wie Teil der Lösung sind: Sie haben in ihrer Tiefenstruktur erheblichen Anteil an der naturvergessenen Zivilisation, worüber auch hochmoralische Expertentexte mit Imperativen an die Adresse Dritter nicht hinwegtäuschen sollten.

Mit der Umweltenzyklika hat die Katholische Kirche allerdings mächtig aufgeholt. Diese ist gegenwärtig der wichtigste Kompass für die theologische und ethische Tiefendimension des anstehenden ökosozialen Kulturwandels. Mit ihrer harschen Kritik an politischem und technisch-ökonomischem

Machtmissbrauch macht sie die Befreiungstheologie für ökologische Themen fruchtbar. Ihre Motivationskraft liegt in der Verbindung von christlichen Quellen der Schöpfungsspiritualität mit zivilgesellschaftlichen, insbesondere lateinamerikanisch-indigenen Tradition des guten Lebens (buen vivir). Ihr Erfolgsgeheimnis ist das Konzept des Dialogs, das die Kirchen als Lernende versteht und weitweite Dialogprozesse innerhalb und zwischen Konfessionen, Religionen und Kulturen sowie zwischen Umweltforschung und Theologie angeregt hat und anregt. Allgemein formuliert: Nur als dialogisch Lernende können die Kirchen ihre Kompetenz in der Großen Transformation entfalten.

5. Hoffnung jenseits von Fortschrittsoptimismus

Zu Recht wird von Christinnen und Christen erwartet, dass sie eine Botschaft der Hoffnung und des Heils, eine Frohbotschaft (Evangelium) ausrichten. Dies steht in Spannung zu dem nüchternen Blick auf die gegenwärtige Lage der Welt, in der ökosoziale Katastrophen zunehmend wahrscheinlich werden. Überwiegend wird diese Spannung damit gelöst, dass die Wahrnehmung der Situation verharmlost wird. Deshalb sind die Kirchen beispielsweise in den USA häufiger auf Seiten der Verhinderer von Transformation als auf Seiten der Transformateure zu finden. Aber auch die theologische Unterfütterung von Angstdiskursen mit Hilfe einer Rhetorik der Ökoapokalypse ist schlechte Theologie. Es kommt auf Differenzierung an: Christliche Hoffnung ist nicht Optimismus, sondern „durchkreuzte Hoffnung“, eine Hoffnung, die um das Scheitern des Menschen und um die Katastrophen von Leid und Schuld weiß, die ihre Zuversicht nicht aus wohlfeilem Optimismus schöpft, sondern aus der Gewissheit, das uns Gott auch in den Abgründen der Existenz und in schmerzhaften Transformationsprozessen begleitet.

Eine Theologie, die zu Aufbruch und Zuversicht in der Großen Transformation ermutigt, braucht eine Transformation des Fortschrittskonzepts: Sie setzt nicht auf das Versprechen von „schneller, höher, weiter“, sondern auf Resilienz und gelingendes Leben durch solidarische Verbundenheit der Menschen und Mitgeschöpfe. Demut, Resonanzfähigkeit, Solidarität und Kreativität sind Leittugenden einer Zivilisation, die das zum Metaphysikersatz gewordene Wachstumsmodell von innen her aufbricht. Eine weder resignative noch in statischen Modellen erstarrende Abkehr von der Wachstumsdroge ist der sozial- und wirtschaftsethische Kern einer christlichen Alternative zum gegenwärtigen Projekt der expansiven Moderne.

6. Glaubwürdige Praxis

Die Praxis der Kirchen ist in vielen Feldern besser als ihr Ruf. Das betrifft die kulturzentrierte, nach mühsamen Lernprozessen überwiegend postkoloniale Entwicklungszusammenarbeit durch die Hilfswerke und Orden, aber auch die Mehrzahl der kirchlichen Bildungs- und Verbändearbeit in Deutschland. Beispielsweise sind die Kirchen mit über 1.000 zertifizierten Einrichtungen zum Umwelt- bzw. Nachhaltigkeitsmanagement der weitaus größte Player der Non-Profit-Unternehmen in Deutschland. Die Kirchen- und Katholikentage sind seit den 1960er Jahren Impulsgeber für ökosoziale Transformationsdiskurse. Der Weltrat der Kirchen war 1974 die erste Institution auf globaler Ebene, die ein Programm für Nachhaltigkeit (Sustainable Society) beschlossen hat.

Dennoch bleiben die Kirchen weit hinter dem Nötigen und Möglichen zurück. Ein Beispiel dafür ist ein erheblicher Teil der Stromverträge der Diözesen, die allein auf Preisminimierung achten. Sie sind eine praktische Leugnung des Schöpfungsglaubens, ein performativer Widerspruch zu den kirchlichen Stellungnahmen für Klimaschutz. Weitreichende Maßnahmen der Diözesen zu Energieversorgung, nachhaltige Beschaffung, CO₂-Kompensation für kirchliche Dienstreisen u.a. sind jedoch von der Vollversammlung der Deutschen Bischöfe bereits empfohlen und in Vorbereitung. Es geht nicht um rigoristische Ansprüche an kirchliches Vorbildhandeln, sondern um Glaubwürdigkeit und der Einsicht,

dass christlicher Glaube stets durch Praxis lebendig und erfahrbar wird.

Im katholischen Bereich fehlt es strukturell an einem *think tank* für strategische Antworten auf die ökologische Frage, wie ihn die EKD mit dem Umweltbeauftragten und der Kammer für Nachhaltigkeit geschaffen hat. Analog zu *Justitia et Pax*, das vonseiten des Vatikans in den 1960er Jahren zur Umsetzung der Entwicklungszyklika „*Populorum progressio*“ geschaffen wurde, bräuchte es eine Institution, die die Implementation der Enzyklika *Laudato si'* in Kirche und Gesellschaft vorantreibt. Vielleicht könnte diese auch ökumenisch oder gar interreligiös sein?

7. Bildung für Nachhaltigkeit

Die wichtigste Kompetenz der Kirche für gesellschaftliche Verantwortung in der Großen Transformation ist Bildung. Christliche Bildung ist ganzheitlich auf eine Integration kognitiver, emotionaler und praktischer Fähigkeiten angelegt, also Bildung für Hirn, Herz und Hände. Sie ist zumindest dem Anspruch nach ein Gegenmodell zur „blinden Reflexion“, dem folgenlosen und abstrakten Wissen, dem – so der französische Soziologe Dupuy – ein erheblicher Teil des gegenwärtigen akademischen Wissenschaftsbetriebes verfallen ist. Christliche Bildung für Nachhaltigkeit zielt auf die Einheit von Wissen und Gewissen, was man mit Uwe Schneidewind als Transformationskompetenz umschreiben kann. Statt des etwas sperrigen Begriffs „transformative literacy“ bevorzuge ich die bereits eingeführte und politisch verankerte Terminologie „Bildung für Nachhaltigkeit“.

Gerade im Kontext der Universität könnte hier die Theologie etwas beitragen, was bisher weitgehend unterbelichtet ist, nämlich die ethische Kompetenz, allerdings nicht im Sinne der Kirche als oberste „Moralagentur“ (Joas), sondern im Sinne einer Moral jenseits des Moralisiertens (Rahner), die die ökosozialen Imperative der Zukunftsverantwortung verankert in Erzählungen vom Selbstverständnis des Menschen und seiner Welt, der Dramen von Schuld und Vergebung, Gewalt und Versöhnung, Hass und Liebe, von Anthropologie und Kosmologie, von Hoffnung, Scheitern und Fortschritt. Es gilt, dieses Lebenswissen auf die Befähigung zur Mitgestaltung der gegenwärtigen Umbruchprozesse zu beziehen. Mir gefällt der Ausdruck „Möglichkeitswissenschaft“ (Schneidewind). Diese zielt auf eine Transformation der Fortschrittsmodelle. In der Apostolischen Konstitution zur Neuordnung des Theologiestudiums fordert Papst Franziskus dies vehement ein:

„Es geht schließlich darum, ‚das Modell globaler Entwicklung in eine [andere] Richtung [zu] lenken‘ und den ‚Fortschritt neu zu definieren‘: ‚Das Problem ist, dass wir noch nicht über die Kultur verfügen, die es braucht, um dieser Krise entgegenzutreten. Es ist notwendig, *leaderships* zu bilden, die Wege aufzeigen‘. Diese beachtliche und unaufschiebbare Aufgabe verlangt auf der kulturellen Ebene akademischer Bildung und wissenschaftlicher Forschung die großherzige und gemeinsame Anstrengung hinsichtlich eines radikalen Paradigmenwechsels, ja mehr noch – ich erlaube mir zu sagen – hinsichtlich einer ›mutigen kulturellen Revolution.‘“ (Franziskus, Papst: *Veritatis Gaudium*. Apostolische Konstitution über die kirchlichen Universitäten und Fakultäten vom 29. Januar 2018, Vatikan, Nr. 3).

Aber auch hier handelt es sich um ein blockiertes Potenzial. Denn im zweiten Teil der Konstitution, in dem es um die kirchenrechtlich Konkretion geht, fehlt in der Aufreihung der theologischen Disziplinen das Fach Christliche Sozialethik, das von seinem Selbstverständnis her für die gesellschaftstheoretische und sozialtheologische Fundierung einer solchen Großen Transformation zuständig wäre. Das Fach wird offensichtlich als eine Sondertradition des deutschen Sprachraums aufgefasst. International ist es nicht in den Strukturen der theologischen Wissenschaft verankert und auch in Deutschland wird es angesichts abnehmender Studierendenzahlen derzeit massiv zurückgedrängt. Es braucht viel Gottvertrauen, wenn man darauf hoffen will, dass die Chance und Aufgabe, theologisch-ethisches Reflexionspotenzial zur Mitgestaltung der Großen Transformation aufzubauen, in der nötigen Ernsthaftigkeit ergriffen wird.